

Zehn Jahre nach dem Konzil

Vor zehn Jahren, am 8. Dezember 1965, wurde das Zweite Vatikanische Konzil abgeschlossen. Am 25. Januar 1959 hatte es Papst Johannes XXIII. angekündigt, am 11. Oktober 1962 war es eröffnet worden. Ankündigung, Beginn und Abschluß des Konzils waren damals von einer Woge der Zustimmung, ja Begeisterung begleitet. Man erwartete einen neuen Anfang, eine Reform veralteter Strukturen und erstarrter Haltungen, einen Aufbruch des Geistes, eine fruchtbare Begegnung mit der modernen Welt. Für alle, die unter der engen Atmosphäre der Vorkonzilszeit gelitten hatten, bedeutete das Zweite Vatikanum eine befreiende Erfahrung.

Die Zustimmung zum Konzil und seinen Ergebnissen ist heute einer verbreiteten Skepsis gewichen. Die schwierige Situation der Kirche läßt viele fragen, ob und wie weit das Konzil Schuld an dieser Entwicklung trägt. Manche meinen, die notwendigen Reformen wären nicht konsequent genug in Angriff genommen und durchgeführt worden. Die Kirche wäre mit ihrem Erneuerungswerk auf halbem Weg stehen geblieben und hätte dadurch die Probleme eher verschärft. Sie verstehen das Konzil nicht so sehr als abgeschlossenes Ganzes, sondern als Prozeß, als dynamisches Geschehen, das weitergeführt werden muß. Andere bejahen das Konzil und seine Beschlüsse, halten es aber für verhängnisvoll, darüber hinausgehen zu wollen. Die heutige Krise legen sie zwar nicht direkt dem Konzil zur Last, wohl aber solchen, die sich auf den „Geist des Konzils“ beriefen und aus diesem undefinierbaren „Geist“ die Legitimation zu Experimenten nahmen, die in ihrem Ergebnis mit dem Konzil nicht mehr zu vereinbaren seien. Eine dritte Gruppe verwirft das Zweite Vatikanum im Prinzip und will nur das Konzil von Trient gelten lassen – als ob es vor und nach dem Konzil von Trient keine Entwicklung gegeben hätte und als ob man einen Punkt aus der Kirchengeschichte herausgreifen und zum Maßstab aller anderen Epochen machen könnte.

Ob und in welchem Ausmaß das Konzil mit seinen – wie auch immer bewerteten – Folgen zu den Krisenerscheinungen in der Kirche beigetragen hat, ist eine unnütze, weil nicht beantwortbare Frage. Wäre es anders gekommen, wenn man weniger – oder radikaler – reformiert hätte? Niemand weiß es. Die tiefgreifenden Veränderungen, die während der letzten 20 Jahre im Welt- und Menschenverständnis und in den Verhaltensweisen Platz gegriffen haben, machen vor den Toren der Kirche nicht halt. Wenn sich die Bindung vieler an die Kirche gelockert hat, der Gottesdienstbesuch zurückgegangen ist, dann ist dies eine Folge des Säkularisierungsprozesses der Neuzeit, der erst in unseren Jahrzehnten die breiteren Schichten der Bevölkerung erfaßt hat. Niemand kann sagen, ob das Konzil diese Entwicklung beschleunigt oder aufgehalten hat – oder ob es machtlos dagegen war. Und es bleibt stets die Frage, ob die kirchliche Bindung in den alten, „guten“ Zeiten wirklich so fest, so im Leben des einzelnen verwurzelt war,

wie es manchen scheinen mag, ob Urteile über diese Vergangenheit nicht Züge einer romantisch verklärten Rückschau angenommen haben.

Gewiß ist die Bilanz des Konzils nicht in allen Punkten positiv. Der Optimismus des Glaubens, den die Eröffnungsrede Johannes' XXIII. programmatisch bezeugte, war in manchen Konzilsreden und Konzilstexten kaum mehr zu unterscheiden von einem weltlichen Fortschrittsoptimismus. Bei den Überlegungen über das Verhältnis von Kirche und Welt hat man wohl zu naiv auf die Konvergenz von Christentum und Welt gesetzt, so daß das „Aggiornamento“ gelegentlich zu einer bloß äußeren Anpassung an die Zeit wurde, ohne daß man zu einer wirklichen Auseinandersetzung vorgedrungen wäre. Zu oft begnügte man sich mit praktischen Reformen und versäumte, die Tragweite und die theoretischen Hintergründe zu durchdenken. Die Gefahren einer Rationalisierung und Verbalisierung der Liturgie, einer willkürlichen Subjektivität in der Gestaltung des Gottesdienstes können nicht übersehen werden.

Dennoch überwiegen die positiven Seiten. Das Bild der Kirche als Volk Gottes und das Verständnis der Liturgie als gemeinsame Feier aller brachten fruchtbare Einsichten in zentrale Wirklichkeiten des christlichen Glaubens. Die erneuerte Liturgie mit der Volkssprache und mit der aktiven Teilnahme der Gläubigen ermöglichte vielerorts einen lebendigeren Vollzug. Institutionelle Reformen wie die verstärkte Eigenständigkeit der Regionen, die Bischofssynode, die Mitwirkungsorgane der Laien waren sinnvolle Antworten auf die Herausforderungen unserer Zeit.

Grundlegendes hat das Konzil für das Verhältnis zu den anderen Christen und zur modernen Welt geleistet. Die Hindernisse auf dem Weg zu einem gemeinsamen Handeln der Christen wurden im Ökumenismusdekret zu einem guten Teil abgebaut. Die im Glaubensverständnis selbst liegenden Unterschiede können nicht durch einen Federstrich beseitigt werden. Aber die Voraussetzungen für ein verständnisvolles Miteinander wurden durch das Konzil geschaffen.

Nicht weniger bedeutungsvoll ist die als letztes Konzilsdokument verabschiedete Erklärung über die Religionsfreiheit. Hier, und nicht in der Pastoralkonstitution „Kirche und Welt“, wurden die Grundlagen für ein unverkrampftes, an den Menschenrechten orientiertes Verhältnis zur modernen Welt gelegt. Die Anerkennung des Rechts eines jeden auf religiöse Freiheit stieß damals auf erhebliche Schwierigkeiten. Daß sich das Konzil entgegen einer jahrhundertlang herrschenden, einseitig verkürzten Lehre zur Anerkennung dieses Grundrechts durchgerungen hat, ist eine seiner großen Leistungen, ja eine historische Tat. Dieser Ansatz wurde in der Nachkonzilszeit kaum weiterentwickelt: ein Symptom für die einseitige Fixierung der letzten zehn Jahre auf innerkirchliche Probleme oder auf politische Aktionen.

Wolfgang Seibel SJ